

6. DER WEG ZUR MEHRDIMENSIONALITÄT DES MENSCHEN

Die Mehrdimensionalität in unserem Denken und Handeln zu fördern ist ein Schritt nicht nur auf dem Weg zur Menschwerdung, sondern ebenso auf dem Weg zum Glück.

Damit sich die Anlagen, die seit Geburt in jedem von uns angelegt sind, entwickeln und die Vielfältigkeit eines jeden zum Ausdruck kommt, braucht es unsere persönliche Entscheidung. Es erfordert anschließend den je eigenen Willen, an dem festzuhalten, was wir entschieden haben, und auf dem gewählten Weg voranzugehen, denn der Weg ist oft mühsam.

Um dieser Mühe auszuweichen, gibt es die Verlockung, das eindimensionale Denken und Handeln als Lebensstrategie zu wählen. Es ist eine Strategie der Bequemlichkeit. Nichts ist unkomplizierter, als sein Denken und Tun auf Additionen und Subtraktionen zu beschränken und kompromisslos den Besitz, den man dabei akkumuliert, zu genießen und weiter zu vermehren. Dazu braucht es kein mühevolleres Abwägen über unterschiedliche Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Man hat sich aller Zweifel und ethischer Bedenken entledigt, man fühlt sich frei, im Sinne hemmungsloser Profitvermehrung zu disponieren.

Allerdings führt der eindimensionale Weg früher oder später in eine Sackgasse oder sogar in eine Katastrophe. Grenzenloses Wirtschaftswachstum, das heute auch von der Politik verkündet und gefordert wird, ist obsolet geworden. Darauf habe ich hingewiesen. Auch dass wir nicht unaufhaltsam die Schätze der Erde plündern können, weil schon rein rechnerisch eines Tages die Metall- und Erdölvorräte zu Ende sein werden, habe ich erwähnt.¹ Für die Zerstörung der Umwelt, für die Vergiftung des Wassers und der Böden, für die Vertreibung von Menschen aus ihrer angestammten Heimat habe ich Beispiele gebracht.² Es ist nicht die Aufgabe meiner Schrift, sich noch eingehender mit solchen Machenschaften zu befassen.

Hier geht es um die Frage nach unserer inneren Entwicklung und nach dem Fortschritt, den wir Menschen für uns selbst erreichen können. Dazu ist es wesentlich, dass wir das Eindimensionale als Leitbild für unser Denken und Handeln überwinden. Dieses steht eigentlicher Entwicklung im Wege. Es ist noch schlimmer: am Eindimensionalen festzuhalten, ist ein Rückschritt auf frühere Stufen des Bewusstseins.

¹ Vgl. S. Fehler! Textmarke nicht definiert. f.

² Vgl. S. Fehler! Textmarke nicht definiert. ff.

Wie alle Menschen streben auch eindimensional Denkende nach persönlichem Glück. Sie scheinen überzeugt zu sein, dass sie mit ihrer Denkweise Glückseligkeit im Leben erreichen werden. Als Leitbild für ihr Glück haben sie den materiellen Reichtum gewählt. Es ist deshalb angezeigt, auf die Frage einzugehen, was Glück bedeutet und unter welchen Bedingungen wir Menschen Glückseligkeit erreichen können.

Wäre es denn nicht – diese Frage schleicht sich ein – vorteilhafter, bedenkenlos Profite zu erzielen und in Saus und Braus zu genießen und zu prassen, solange es machbar ist? Auch um eine derart anmaßende Frage aus dem Weg zu schaffen, sollten wir uns damit befassen, was für uns Glück bedeutet.

6.1. Die Frage nach unserem Glück

6.1.1 Geschichtlicher Rückblick auf die Bedeutung von Glück

Glück hat mit Lebensqualität zu tun. In der griechischen Antike wird Glück ‚*eudaimonia*‘ genannt. In diesem Wort steckt der ‚*Daimon*‘. Gemeint ist ein göttliches Wesen, das sich in der frühen Antike – anders als der heutige Begriff ‚*Dämon*‘ – ohne die Konnotation des Bösen versteht. *Eudaimonia* meint Zufriedenheit und Glück im Leben. Der vorsokratische Philosoph *Empedokles* sagt dazu: „Glückselig, wer sich einen Reichtum an göttlichen *prapides* erwarb, armselig, wem eine dunkle Meinung über die Götter am Herzen liegt.“³ *Prapides* (*Πραπίδες*) ist der Plural von *prapis* (*πραπίς*), das Zwerchfell bedeutet, im Plural gleichzeitig aber auch für Geist, Gefühl, Verstand gebraucht wird, die nach antiker Auffassung ihren Sitz im Zwerchfell haben. Für Empedokles ist derjenige glücklich, der Zutritt zum Göttlichen hat. Das Göttliche ist Voraussetzung, um sich glücklich fühlen zu können.

In Platons Werk ‚*Gastmahl*‘ sagt Diotima zu Sokrates: „Denn durch den Besitz des Guten sind die Glückseligen glücklich.“⁴ Das *Gute* (*το ἀγαθόν*) ist bei *Platon* das Höchste, das es gibt. Es ist gleichbedeutend mit Gott. Vom Guten als dem Höchsten redet auch *Plotin*. Er nennt es das *Eine*, das über dem Sein und auch über dem Geist steht. Derjenige ist glücklich, der das Gute, das dem Seienden Licht und Lebenskraft gibt, als einzige Wirklichkeit erkennt. Glückselig zu werden ist für die Platoniker ein religiöser Vorgang.

³ Vorsokratiker (2009): Bd. II, S. 282/283. Empedokles DK 31 B 132.

⁴ Platon (1990): 205a, 1 f. Bd. 3, Das Gastmahl.

Auch *Aristoteles* nennt das Glück ‚*Eudaimonia*‘ (*εὐδαιμονία*). Er meint damit das höchste aller Güter, für das der Mensch sich einsetzen kann. *Eudaimonia* ist etwas, das jeder erwerben will, unter dem aber nicht jeder das gleiche versteht: „Im Namen stimmen die meisten überein. Glückseligkeit nennen es die Leute und die Gebildeten, und sie setzen das Gutleben und das Sich-gut-Verhalten gleich mit dem Glücklichsein. Was aber Glückseligkeit sei, darüber streiten sie, und die Leute sind nicht derselben Meinung wie die Weisen.“⁵ Denn die durchschnittlichen Menschen, meint *Aristoteles*, verstehen unter Glück etwas Handgreifliches und Augenfälliges, beispielsweise die sinnliche Lust, den materiellen Wohlstand, die soziale Ehre.

Glück ist etwas Primäres, das dem Menschen an sich genügen sollte. Es ist kein Mittel, um Anderes zu erreichen. Es ist das endgültige Ziel unseres Strebens und Handelns. Glücklich sein zu können, hat mit Tugend zu tun. Niemand ist glücklich, ohne sein Tun auf das Gute hin auszurichten, ohne gerecht und sittlich zu handeln. Damit das machbar ist, sollte man, meint *Aristoteles*, über bestimmte materielle Mittel verfügen. Richtig zu handeln ist für den Durchschnittsmenschen kaum ohne ein Minimum an Wohlstand, ohne Freunde, ohne politischen Einfluss möglich. Äußere Güter wie edle Geburt, gut sich entwickelnde Kinder erleichtern den Weg zum Glück.

Glück ist für *Aristoteles* nichts Theoretisches. Glück hat mit Praxis zu tun. Wer nur für sich allein und ohne nach außen zu wirken genießen will, kann nicht wirklich glücklich werden. Das höchste Ziel des Handelns ist das Ausüben der Staatskunst, weil einem dadurch die Möglichkeit gegeben ist, die Mitbürger zum Guten zu erziehen. Tiere und Kinder können nicht glücklich sein, sie haben noch nicht den richtigen Verstand. „Es bedarf nämlich, wie wir gesagt haben, einer vollkommenen Tugend und eines vollkommenen Lebens.“⁶

Glück darf durchaus auch Lust verursachen: „Ferner glauben wir, dass die Glückseligkeit mit Lust verbunden sein muss. Nun ist aber unter allen tugendgemäßen Tätigkeiten die der Weisheit zugewandte eingestandenermaßen die genussreichste. Und in der Tat bietet die Philosophie Genüsse von wunderbarer Reinheit und Beständigkeit.“⁷

Die Philosophie, in der Glück das eigentliche Ziel der Lehre bildet, ist diejenige *Epikurs*. Von Außenstehenden wurde sie als eine Lehre für Lüstlinge und Prasser verschrien. Dieser Ruf entspricht aber nicht dem, was *Epikur* lehrte. Er vertrat die Meinung, der Mensch solle ein

⁵ *Aristoteles* (2001): 1095 a.

⁶ *Aristoteles* (2001): 1100 a.

⁷ *Aristoteles* (2001): 1177 a.

Leben führen, das ihm möglichst viel Freude bereite. Dazu gehört auch die Befriedigung bestimmter Begierden, je nachdem welche Triebe diesen zugrunde liegen. Begierden, die auf minderwertige Triebe zurückgehen, sind solche, die keine Schmerzen hervorrufen, wenn man sie nicht befriedigt. Das trifft beispielsweise für die Ruhmsucht zu. Andererseits müssen Begierden, die notwendigen Trieben entspringen, wie der Hunger und der Durst, maßvoll befriedigt werden.

Für *Epikur* heißt glücklich zu sein, sein Leben in Freude zu genießen. Dazu braucht es keinen besonderen Aufwand; einfache Genüsse können genau so viel Freude bereiten wie großer materieller Luxus. An Menoikeus schreibt Epikur, er solle nicht aufhören zu philosophieren und die Götter für glückliche Lebewesen zu halten. Er solle sich auch daran gewöhnen zu glauben, dass der Tod für den Menschen nichts bedeute. Der Tod sei zwar das schlimmste aller Übel, doch er hat „keine Bedeutung für uns; denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir nicht da. Er hat also weder für die Lebenden noch für die Toten eine Bedeutung; denn für die einen ist er nicht da, die anderen sind für ihn nicht mehr da.“⁸ Das eigentliche Ziel des Lebens ist für Epikur der Friede in der Seele und das körperliche Wohlbefinden. Beidem muss sittliches Denken und Handeln zugrunde liegen. Einer von Epikurs Lehrsätzen lautet: „Es ist nicht möglich, lustvoll zu leben, ohne vernünftig, anständig und gerecht zu leben, und auch nicht vernünftig, anständig und gerecht, ohne lustvoll zu leben. Wem dies aber nicht möglich ist, der kann auch nicht lustvoll leben.“⁹

Auch für die die Anhänger der *Stoa* hängt Glück vom richtigen Verhältnis gegenüber der Tugend ab. Nur wer sich mit der Vernunft für das Gute entscheidet, wird richtig handeln. „Glücklich also ist ein Leben, in zutreffendem und verlässlichem Denken gegründet und unveränderlich.“¹⁰ Als Stoiker soll man, um glücklich sein zu können, nach sittlicher Vollkommenheit (*virtus*) und nicht nach Genuss (*voluptas*) trachten. Beim Genießen verliert sich die Tugend. Nicht der Genießende ist Herr des Genusses, sondern der Genuss herrscht über den Genießenden. Entweder quält er diesen, weil er an einem Mangel leidet oder weil er im Überfluss erstickt. Deshalb soll man sich jedes Genusses entledigen!

In allen philosophischen Lehren der Antike gehören sittliches Denken und Handeln zum Glücklichsein. Das Gute zu wollen und das Gute zu verwirklichen sind Vorbedingungen für

⁸ Epikur (2003): S. 224/225. Brief an Menoikeus.

⁹ Epikur (2003): S. 238/239. Maßgebende Sätze: Nr. V. Das Adverb ‚lustvoll‘ heißt auf Griechisch: ‚ἡδέως‘.

¹⁰ Seneca (1995): S. 15. V 3. Bd. 2, De Vita beata.

das eigene Glück. Bei Aristoteles und bei Epikur ist sinnliches Wohlbefinden erstrebenswert, aber nur, wenn philosophisches Denken damit verbunden ist. Ungezügelter Lustbefriedigung wird für das Glücksempfinden als untauglich abgelehnt. Hedonismus ist nicht nur untauglich, sondern auch schädlich, wenn man die körperlichen und seelischen Nachwirkungen bedenkt. Die innere Haltung des glücklichen Menschen zeichnen Genügsamkeit, Friede in der Seele und Dankbarkeit aus. Glück hat seine Ursachen nicht im Äußeren, sondern in dem, was der Mensch in seinen Gedanken und mit seiner ethischen Gesinnung herbeiführt.

Aurelius Augustinus überträgt neuplatonisches Gedankengut ins Christentum. ‚*Beatitudo*‘ ist bei Augustinus gleichbedeutend mit ‚*felicitas*‘, das dem griechischen Begriff ‚*eudaimonia*‘ entspricht. Was christliche Freude und Glück im irdischen Leben bedeutet, drückt sich für Augustinus in den Seligpreisungen der Bergpredigt¹¹ aus. Für den Christen kann Glückseligkeit jedoch erst nach dem Tode, das heißt erst im ewigen Leben, erreicht werden. ‚*Beatitudo*‘ ist der Lohn für ein nach christlichen Grundsätzen geführtes irdisches Leben.

Für *Spinoza* hängt das Glück von unserer inneren Beziehung zu Gott ab, der die einzige Substanz ist, von der alles Übrige, auch die Menschen, nur Attribute sind: „unser höchstes Glück oder unsere Glückseligkeit besteht nämlich allein in der Erkenntnis Gottes, die uns anleitet, nur das zu tun, was Liebe und Moralität empfehlen.“¹² Wenn also der Mensch Freude in seinem Innern hat, ist er imstande, sein sinnliches Begehren zu kontrollieren und zu hemmen. Das Glück, das aus der Gotteserkenntnis hervorgeht, ist das Primäre; es ist die Voraussetzung für das ethische Verhalten.

Im *englischen Empirismus* des 16. und 17. Jahrhunderts wird der Glückszustand eines Menschen nach Ursache und Grad der empfundenen Freude („*pleasure*“) definiert. „Der Geschmack des Geistes ist wie der des Gaumens verschieden und es wäre ein ebenso vergebliches Bemühen, alle Menschen mit Reichtum oder Ruhm zu erfreuen (worin mancher sein Glück sucht), als den Hunger aller Menschen durch Käse oder Hummer stillen zu wollen.“¹³ Die Glücksvorstellung hängt von der Weltanschauung und der Lebensweise des einzelnen Menschen ab. Wer nicht an Gott glaubt, wird Glückserfüllung im irdischen Tun suchen, der eine mehr in intellektuellen Belangen, der andere mehr im sinnlichen Genuss. Es gibt andere, die erst an ein Glück nach dem Tode glauben. Was jemand immer zum Glücklichsein vorzieht, ist seinem Willen unterworfen. Der Wille lässt sich allerdings

¹¹ Matthäus 5, 3–12.

¹² Spinoza (1999): Teil II, Lehrsatz 49, Anhang, S. 215.

¹³ Locke (1981): 322. Bd. 1, Buch 2. Kap. XXI, 55.

beeinflussen. „Da aber unser Lebenswandel nur dann wirklich auf die Erlangung wahren Glücks gerichtet ist, wenn wir es vermeiden, unseren Wünschen zu rasch nachzugeben, und unsere Leidenschaften mäßigen und im Zaun halten, so dass der Verstand ungehindert prüfen, die Vernunft unbeeinflusst urteilen kann, so sollten wir hierauf in erster Linie unsere Sorge und unsere Bemühungen richten.“¹⁴

Zeigt sich Neues, kann es das Empfinden des Menschen beeinflussen. Er ist gezwungen, sich für das Neue zu entscheiden oder beim Alten zu bleiben. Eine Fehlentscheidung kann sein Glück in Unglück verwandeln. Wenn jemand nicht glücklich werden kann, so meistens darum, weil er ein falsches Urteil gefällt hat. Auch erfährt derjenige, der den Weg der Tugend anstatt den des Lasters wählt, mehr Zufriedenheit und Glück, selbst wenn er nicht an das ewige Leben glaubt. Ein böser Mensch ist während seines irdischen Lebens nie wirklich glücklich.

Kant unterscheidet einen pragmatischen Beweggrund, der zum Glück führt und sich als Klugheitsregel darstellt, und einen sittlichen Beweggrund, der die ‚Würdigkeit ist, glücklich zu sein‘. Der eine lässt sich auf das praktische Gesetz, der andere auf das Sittengesetz zurückführen. „Das erstere rät, was zu tun sei, wenn wir der Glückseligkeit wollen teilhaftig, das zweite gebietet, wie wir uns verhalten sollen, um nur der Glückseligkeit würdig zu werden.“¹⁵ Glücklich sein zu können ist für *Kant* eigentlicher Naturzweck des Menschen, er kann als sein höchstes ‚physisches Gut‘ bezeichnet werden. Allerdings ist Glückseligkeit die Idee eines Zustands, der von ihm nie erreicht werden kann, so viel der Mensch auch danach strebt. „Denn seine Natur ist nicht von der Art, irgendwo im Besitze und Genusse aufzuhören und befriedigt zu werden“¹⁶. Sobald jemand etwas erreicht hat, drängt ihn sein Begehren zur nächsten Stufe der Erfüllung.

Entscheidend ist, dass Glück nicht ausschließlich darauf beruht, was man von der Natur erwarten darf. Neben dem physischen gibt es ‚das höchstmögliche Gut infolge Freiheit‘, zu dem das moralische Gesetz hinführt und das sich in der Würdigkeit, glücklich zu sein, ausdrückt. „Nun folgt hieraus: dass man die Moral niemals als Glückseligkeitslehre behandeln müsse; d.i. als eine Anweisung, der Glückseligkeit teilhaftig zu werden; denn sie hat es lediglich mit der Vernunftbedingung (*conditio sine qua non*) der letzteren, nicht mit einem

¹⁴ Locke (1981): 321, Bd. 1, Buch 2, Kap. XXI, 53.

¹⁵ Kant (1996): B 835, A 807. Kritik der reinen Vernunft.

¹⁶ Kant (1996): B 389, A 385. Kritik der Urteilskraft.

Erwerbsmittel derselben zu tun.“¹⁷ Moralische Gesinnung ist Voraussetzung, aber nicht Ursache dafür, dass jemand glücklich sein kann. Es ist nicht die Aussicht auf Glück, welche die moralische Gesinnung hervorruft, denn dann wäre die Gesinnung nicht moralisch und der Mensch nicht des Glücks würdig. Moralische Gesinnung entsteht aus der Autonomie des Willens, welcher kein anderes Gesetz als den *kategorischen Imperativ*¹⁸ anerkennt, von dem sie sich nicht durch Neigungen abbringen lassen darf. Dieses Gesetz ist nur dann moralisch, wenn man ihm bedingungslos folgt und sich von keiner Hoffnung auf Belohnung beeinflussen lässt, auch nicht von der möglichen Belohnung mit Glückseligkeit. Nur dann ist man der Glückseligkeit würdig, wenn man mit freiem Willen und aus reinem Bewusstsein der Pflicht handelt.

Für den *Utilitarismus* des 18. Jahrhunderts ist die Verwirklichung von Glück das eigentliche Ziel der ethischen Bemühungen. *J. S. Mill* unterscheidet zwischen einem höheren und einem niedrigeren Glück. Höheres Glück umfasst neben physischem Wohlbefinden immer auch tugendhaftes Verhalten, das sich auf eine möglichst große Anzahl von Menschen erstreckt. Das Recht der Bürger, glücklich sein zu können, sollte wenn möglich in der Staatsverfassung verankert sein.

Seit der Antike, über das Mittelalter und bis hinein in die Neuzeit gilt für fast alle Philosophen und auch für die meisten gesellschaftlichen Leitbilder, dass die innere Einstellung des Menschen und sein Handeln nach ethischen Grundsätzen Voraussetzung für ein glückliches Leben sind. Ohne ein friedliches Gewissen, ohne spontane Zuneigung den Mitmenschen gegenüber, ist es kaum möglich, dass jemand glücklich sein kann.

In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hat sich vieles geändert. Die Befriedigung persönlicher Begierden durch ungezügelt Konsumieren wird heute immer mehr zum Prototyp der Glücksvorstellung hochstilisiert. Daran arbeitet nicht nur die Reklameindustrie im Interesse der Konzerne, der Warenhäuser, der Banken; gleiches drückt sich auch in der Politik und in den Gesprächen zwischen Zeitgenossen aus. Im Vordergrund steht die Frage: wie lustvoll kann ich mein Leben gestalten, indem ich mir dieses und jenes anschaffe oder da und dort an einem Event teilnehme, der Lustbefriedigung verspricht? Mit der Vorstellung von ‚Glück‘ ist fast immer eine Vermehrung des materiellen Besitzes verbunden. Alles Begehren, das in uns aufquillt, kann heute Erfüllung finden. Hedonismus, das Ausleben der Lustgefühle

¹⁷ Kant (1996): A 235. Kritik der praktischen Vernunft.

¹⁸ Vgl. S. Fehler! Textmarke nicht definiert..

gilt als ‚cool‘. Gegenüber dem ungezügelter Lusterwerb sind ethische Werte Nebensache geworden.

Unbestritten ist, dass für ein glückliches Leben bestimmte materielle Voraussetzungen erfüllt sein müssen. Nicht nur das nackte Überleben, auch ein minimales körperliches und seelisches Wohlbefinden müssen gewährleistet sein. Dazu gehören ausreichende Ernährung, angemessene Bekleidung, eine Behausung, in der man ein Privatleben führen und sich geborgen fühlen kann, die Möglichkeit eine Familie zu gründen, freier Zugang zu Bildung und ärztlicher Versorgung und die Möglichkeit, über sein eigenes Leben bestimmen zu können. Zur Selbstbestimmung gehören die Gewissens- und Religionsfreiheit und das Recht der freien Meinungsäußerung.

Die Bedingungen für ein minimales tägliches Wohlbefinden sind heute für rund zwei Milliarden Menschen auf der Erde nicht oder nur in ungenügendem Maße erfüllt. Selbstbestimmung ist für noch weniger Menschen gewährleistet, und in vielen Ländern, wo diese zwar offiziell versprochen ist, wird sie von den Behörden unterdrückt. Zwischen Selbsterhaltung und Selbstbestimmung besteht meistens ein Gegensatz. In ärmlichen Verhältnissen kann der tägliche Kampf um das Überleben alle Energie und Zeit in Anspruch nehmen. Materielle Not führt zur Beschränkung der Freiheit. Für jemanden, der nur einen Euro oder noch weniger pro Tag zur Verfügung hat, gibt es keine Möglichkeit, etwas anderes zu tun oder sich um etwas anderes zu kümmern, als für das Überleben seiner selbst und seiner Familie zu kämpfen. Er befindet sich in der Situation eines Arbeitstiers, doch im Gegensatz zum Tier ist er sich der Jämmerlichkeit, in der er lebt, bewusst. Für die meisten gibt es in solch einer Situation nur geringe Aussichten, dass sich ihr sozialer Zustand je bessern werde, müssen sie sich doch schon glücklich schätzen, wenn sie und ihre Familien nicht Hunger leiden oder krank sind.

Gleichwohl kann in westlichen Ländern, wo kein Mangel an lebenswichtigen materiellen Gütern herrscht, nur selten beobachtet werden, dass sich die Menschen wirklich glücklich fühlen. Von ihrer äußeren Situation her wäre es zwar möglich, Glück zu empfinden, doch es gelingt nur wenigen, das eigene Leben so zu gestalten, dass sie fähig werden, auch glücklich zu sein und sich als glücklich zu bezeichnen. Dabei ginge es nicht in erster Linie darum, die Befriedigung der physischen Begehren einem ideellen Lebensziel unterzuordnen, sondern überhaupt etwas zu finden, das einem als Glück anspricht und das als solches akzeptiert

werden kann. Materielle Güter allein werden dies nicht zustande bringen, auch wenn wir – oder gerade weil wir – heute in der westlichen Welt von diesen überflutet werden.

Eine psychologisch ausgeklügelte Reklametechnik bringt zustande, dass wir uns einbilden, nie genug zu haben. Unaufhörlich wird Neues produziert und angeboten. Uns wird eingeredet, diese und jene neuen Produkte seien für unser Glück unerlässlich und müssten angeschafft werden. Dass Überfluss das Glück sogar verhindern kann, erwähnt niemand. Mit den Prinzipien der Konsumgesellschaft ist Zufriedenheit, mit dem, was man besitzt, nicht vereinbar. Wer nur Dinge, die für sein Leben notwendig sind, anschafft, wird am überfließenden Konsum nicht teilnehmen. Für ihn verpuffen die Tricks im Leeren, mit denen das Räderwerk der Profitmaximierung die Konsumation anheizt. Vorstellungen von Glück, die über den Konsum ins Spiel gebracht werden, haben keine Anziehungskraft mehr. „Dass das menschliche Lebensglück kein Ziel der Prozesse der Reichtumsgesellschaften ist, zeigt sich auch daran, dass das menschliche Bedürfnis, langfristige Lebenspläne zu entwickeln [...] in den gegenwärtigen Reichtumsgesellschaften ein Hindernis der Geldvermehrung darstellt.“¹⁹

In der Turbulenz des Konsums nehmen Verwirrungen um die Möglichkeiten des Glücklichwerdens zu. Unterschiedliche Glücksbegriffe durchkreuzen sich in unserer Vorstellung. Ziele, die wir uns zurechtgelegt haben, geraten in einen künstlich geschürten Konflikt. Wir fühlen uns genötigt und bilden uns ein, Fortschritte auf das Glück hin zu machen, obgleich sich das, nach dem wir streben, nie als Fortschritt erweisen wird.

„Es ist für uns höchste Zeit, unseren Lebensstil zu überdenken und herauszufinden, wie entscheidend er für das Glücklichsein ist. [...] Wir verschafften uns und wir bezahlten für mehr Bequemlichkeiten als für ein gutes Leben nötig sind; und einige unserer Bequemlichkeiten haben einiges an Lebensfreude verdrängt.“²⁰

Glücklich zu werden ist etwas, das man weder erzwingen noch käuflich erwerben kann. Wie zufällig macht sich eines Tages Glücksgefühl im Gemüt bemerkbar, mit Händen lässt es sich weder greifen noch halten. Der Mensch erfährt Glückseligkeit unabhängig von dem, was er sich einbildet und konstruiert. Das Gefühl glücklich zu sein wird ihm geschenkt.

¹⁹ Hampe (2011): S. 123.

²⁰ Thomä (2003): S. 160: zitiert aus: Lane, Robert E. (2000): *The Loss of Happiness in Market Democracies*, New Haven/ London, S. 159: „It is high time for us to reexamine our life-style and find out how essential it is for happiness. [...] We obtained and paid for more comforts than is necessary for the good life; and some of our comforts crowded out some enjoyments of life.“ (Übersetzung A. S.)

Gleichwohl ist es möglich, sich innerlich so vorzubereiten, dass das Glück, wenn es eines Tages eintritt, verstanden wird und sich in unserem Bewusstsein als solches festsetzen kann. Dazu braucht es eine Öffnung des Gemüts, es braucht eine durch keine Erwartungen eingeschränkte innere Haltung. Diese kann man sich nur in Muße zulegen und erst mit der Zeit, wenn sie sich eingestellt hat, gedanklich aufarbeiten.

6.1.2. *Drei Richtungen des Handelns*

Im Frühling 1954, als ich siebzehn Jahre alt war und die sechste Klasse des Zürcher Realgymnasiums besuchte, fing ich an, ein Tagebuch zu schreiben. In einem schwarz gebundenen kleinen Buch machte ich von Zeit zu Zeit Notizen über meine Gedanken und Gefühle, über das, was ich erlebt hatte. Am Ende der allerersten Niederschrift steht Folgendes:

„Schulbildung ist nur ein Hilfsmittel, um vielleicht etwas zu gewinnen, vielleicht aber auch nichts. Da wir mit dem Leben zu kämpfen haben, ist es auch das Leben, das uns bilden wird. Wir sollten uns vor nichts scheuen und alles wagen. Nach Verirrungen, Höhepunkten und Niederlagen finden wir vielleicht die richtige Spur: das Pflänzchen reift, es bringt schon bald Früchte, ja bei jedem Schritt fällt etwas ab, das von dauerndem Gewinn sein kann. Jeder sollte selbst merken, was für ihn gut ist. Nie jedoch sollte er vergessen, dass noch andere Menschen um ihn herum sind, mit denen er eine Gemeinschaft bildet. Da alle Menschen den gleichen Ursprung haben, herrscht zwischen allen Verbundenheit.

Unser Tun ist ein Streben zu unserem Ausgangspunkt, ein Streben zu Gott hin. Dieses Streben nenne ich: *Glauben*, das Streben zu den andern Menschen: *Liebe* und das Streben, mein Inneres reifen und Früchte tragen zu lassen: *Arbeit*.“

Während Jahrzehnten hatte ich diesen Text vergessen, bis ich vor einigen Jahren meine alten Tagebücher durchstöberte. Jetzt liegt mein erster Eintrag vor mir. Ich bin erstaunt, dass ich als Teenager vor fast sechzig Jahren bereits das aufgeschrieben habe, nach dem ich später mein Leben gestaltete und mein Handeln ausrichtete. Die drei Begriffe *Glaube*, *Liebe*, *Arbeit* scheinen bis heute alles zu umfassen, was für mich im Leben wesentlich ist. Für mich sind es nicht nur Begriffe, es sind Dimensionen. Heute kommt vielleicht eine vierte dazu: die *Zeit*.

Doch davon später! Im Folgenden stelle ich kurz dar, was ich heute unter den drei Begriffen verstehe.

Dem ‚*Glauben*‘ hängt die Konnotation des Ungewissen an. Man glaubt, was man mehr vermutet als sicher weiß, man glaubt vor allem, was man wahrhaben möchte. Hinter dieser Art des Glaubens verbirgt sich, dass das Geglaubte anders sein könnte, als man es zu wissen meint. Für den kritischen Geist ist der Glaubensinhalt, den beispielsweise die christliche Religion vermittelt, eine Legende, über die wir, auch wenn sie in der Bibel aufgeschrieben ist, keine Gewissheit erlangen können. Analoges kann über das Geglaubte anderer Religionen gesagt werden. Was über den theologisch festgelegten Kanon einer Religion als Glaubensinhalt propagiert wird, kann von jemandem, der kritisch denkt, nicht ohne Vorbehalt als Wahrheit angenommen werden.

Um näher an den religiösen Glauben heranzukommen, sollte zunächst erklärt werden, was ‚*Religion*‘ bedeutet, denn der Begriff ‚*Religion*‘ kann unterschiedlich verstanden werden. Man kann ihn beispielsweise nach einem Kanon, den Theologen aufgestellt haben, definieren. Als Junge gab ich mir Mühe, mich an den Kanon zu halten, über den uns ein orthodoxer protestantischer Pfarrer im Konfirmandenunterricht aufklärte. Was der Pfarrer als ‚*Sünde*‘ brandmarkte, versuchte ich zu meiden. Dabei wurde mein Lebensdrang unterdrückt. Ich erlebte die Glaubensartikel als Zwang, von denen ich mich erst nach Jahren befreien konnte. Jene Vorstellung von Religion, die der Pfarrer uns Adoleszenten eintrichterte, ist hier nicht gemeint.

In ihrer ursprünglichen Bedeutung meint ‚*Religion*‘ etwas anderes. Das Wort ‚*rĕlĭgĭō*‘, auf Deutsch: *religiöses Bedenken, Gottesfurcht*, kann man sowohl auf das lateinische Wort ‚*rĕlĕgō*‘, ‚*wiederlesen, wieder erwägen*‘ zurückführen, als auch aus ‚*rĕlĭgō*‘, ‚*zurückbinden, anbinden*‘.²¹ ‚*Religion*‘ kann sowohl als ein Wiedererwägen als auch als ein Zurückbinden verstanden werden: einerseits ein Wiedererwägen der Lebensgrundlage, der man sich verbunden fühlt, andererseits ein Zurückbinden an den Ort, von dem man herkommt. Dieser Ort, der eigene Ursprung, muss zugleich Ursprung all dessen sein, was lebt. Als eine Metapher bedeutet es ‚*die Quelle, aus der das Lebendige sprudelt*‘. Biologisch lässt sich zeigen, dass alles Leben vor Millionen von Jahren aus einer Urzelle hervorgegangen ist. Dafür

²¹ Nach Langenscheidts Großwörterbuch Lateinisch-Deutsch, Hermann (Hrsg.), 25. Auflage, Berlin 1996.

gibt es genetische, biochemische und physiologische Beweise, auf die ich in dieser Arbeit nicht näher eingehen will.²²

Zusammenfassend kann der Begriff ‚Religion‘ verstanden werden als das Wiedererwägen der Rückbindung an den Ursprung des Lebendigen und damit auch an den eigenen Ursprung.

Als den gemeinsamen Ursprung verkünden die meisten Religionen *Gott*, ‚Religionen‘ hier verstanden als die nach einer bestimmten Theologie ausgerichteten Glaubensgemeinschaften. Gott, das ‚*ens summum*‘ oder das ‚*ens realissimum*‘, wird als Ursache und damit als Ursprung all dessen angesehen, was auf der Erde lebt. Gott wird verstanden als der Schöpfer und der Bewahrer der Menschen, als deren Retter aus der Kausalität der Naturvorgänge und deshalb auch als der Retter vor dem Tod und damit als Garant für das ewige Leben. Die Möglichkeit, Gott zu denken, genügte Descartes als Gottesbeweis: „Die ganze Kraft dieses Beweises liegt in der Erkenntnis, dass ich selbst mit der Natur, die mir eigentümlich ist – nämlich im Besitze einer Vorstellung Gottes – unmöglich existieren könnte, wenn nicht auch Gott wirklich existierte, derselbe Gott, sage ich, dessen Vorstellung in mir ist, d.h. der all die Vollkommenheiten besitzt, die ich zwar nicht begreifen, aber doch gewissermaßen mit den Gedanken berühren kann.“²³

Mit unserem Denken versuchen wir, Gott aus der Abstraktion des ‚*ens summum*‘ in unser Vorstellungsvermögen herunterzuholen und von ihm eine Art Abbild – meistens ist es ein gedankliches Konstrukt – herzustellen, obgleich fast alle Religionen verbieten, von Gott ein Bild zu machen.²⁴ Viele von uns – und dazu gehören insbesondere die Theologen – bilden sich ein, über entsprechendes Wissen zu verfügen, um aussagen zu können, wer und wie ‚Gott‘ sei. Gleichwohl sind sich die Theologen weder innerhalb ihrer Glaubensgemeinschaft, noch gegenüber den anderen religiösen Kongregationen einig über Gottes Wesen. Die einzelnen Gruppen beharren auf ihrer je eigenen Gottesvorstellung und fangen an, miteinander über die Rechtmäßigkeit ihres vermeintlichen Gotteswissens zu streiten, bis sie sich eines Tages die Köpfe blutig schlagen. Seit Jahrhunderten gibt es Streit und Krieg um die Vorstellung und das behauptete Wissen von Gott, dessen Namen, wenn man aufrichtig darüber nachdenkt, keiner kennen und über den niemand irgendeine stichhaltige Aussage machen kann.

²² Vgl. hierzu: Steiner (2010): S. 64.

²³ Descartes (1992): III, 38. S. 95.

²⁴ „Fertige dir kein Gottesbild an!“ heißt es in Exodus 20, 4. Auch im Islam ist es unstatthaft von Allah eine Abbildung zu machen.

Religiosität im eigentlichen Sinn ist intuitives Gewährwerden Gottes mit gleichzeitigem Bewusstwerden der Verbundenheit zu ihm und zu allen Wesen, die leben und den gleichen Ursprung wie wir haben. Religiosität ist inneres Erfülltsein von Gott, obgleich wir dessen Namen nicht wissen und ihn uns nicht vorstellen können. Was uns mit Gott in Verbindung bringt, ist ein mystischer Vorgang, der uns unmittelbar und unvorbereitet ergreift. Religiöse Texte wie die Bibel oder der Koran können uns auf dieses Geschehen vorbereiten, sie können unsere Gedanken dahin ausrichten, sie können unsere Gefühle konditionieren, aber das Gewährwerden Gottes erfolgt spontan. Das Gewährwerden ist immer ein Akt der Gnade.

Aus dieser Perspektive definiere ich ‚Glaube‘ als ‚unmittelbares, daseinsbestimmendes Vertrauen auf Gott‘, über den wir keine weitere Aussage machen müssen, weil wir jederzeit an ‚dessen Reich‘ als der ‚transzendenten Wirklichkeit‘ Anteil haben.²⁵

Was die *Liebe* betrifft, so habe ich bei der Niederschrift der Tagebuchnotiz vor 60 Jahren an eine spezifische Liebesbeziehung gedacht, die heute nur noch in meiner Erinnerung relevant ist. Gleichwohl ging schon damals das, was ich mir unter ‚Liebe‘ vorstellte, über die Paarbeziehung hinaus. Dessen wurde ich mir allerdings erst später richtig bewusst.

Was ich heute als ‚Liebe‘ bezeichne, bedeutet mehr als das innige Gefühl zu jenen Menschen, die mir nahe sind. Unter ‚Liebe‘ verstehe ich die innere und äußere Zugehörigkeit dem Lebendigen in seiner Gesamtheit gegenüber, ob wir uns mit ihm in direktem Kontakt befinden oder uns entfernt davon aufhalten. Ich habe erwähnt, dass alles Lebendige aus einem Urgrund hervorgeht, dass es mit diesem verbunden bleibt und in ihn zurückkehren wird. Diese Vorstellung ist eine Metapher, aber sie steht für etwas Wahres, das sich allerdings nicht beweisen lässt. Nur intuitiv gewahren und verstehen wir, um was es geht. Es ist eine Bestimmung des Lebendigen, das sich in kaum entwirrbaren Verflechtungen über die Welt ausbreitet. Wenn wir uns bewusst werden, dass wir in diese Verflechtungen hineingehören und an ihnen teilhaben, kann sich unser ein ähnliches Glücksgefühl bemächtigen wie dasjenige, das uns beim Gewährwerden der transzendenten Wirklichkeit überkommt.

Das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu allem Lebendigen entsteht dann, wenn wir uns den anderen Lebewesen gegenüber auf die gleiche Stufe der Lebenserfüllung stellen, wenn wir bereit sind, deren Anteil am Leben ebenso wertvoll einzuschätzen wie den unsrigen. Dieses

²⁵ Vgl. S. Fehler! Textmarke nicht definiert.Fehler! Textmarke nicht definiert. ff. Zudem verweise ich auf mein Buch: *Transzendente Wirklichkeit*, Freiburg i. B. 2010.

Anteils können wir weniger mit dem Verstand als mit dem Gefühl gewahr werden. Dazu müssen wir unser Fühlen dem Lebendigen gegenüber öffnen, es unvoreingenommen mit unserer Sinnlichkeit in Berührung bringen, hinsehen, hinhorchen, riechen. ‚Aus dem Herzen heraus‘ werden wir erfahren, dass wir im Einklang mit allem Lebendigen sind. Was uns entgegenkommt, erkennen wir uns verbunden, sein Geschick mit dem eigenen verwoben. Dieses Gewährwerden ergibt sich aus freiem Antrieb, ohne Absicht. Gleichwohl steigen manchmal Gedanken auf, die versuchen, es zu verschleiern. Es sind Gedanken, die sich aus unserer Biederkeit und Alltäglichkeit bemerkbar machen, die an unsere Rationalität appellieren, die sich aber auch auf Grund einer in uns schwelenden Machtgier und Profitsucht regen können. Wir sollten uns dann auf das verlassen, was sich in uns mit dem Lebendigen im Einklang fühlt.

An erste Stelle tritt hier die Beziehung zu den anderen Menschen.

Während der rund zwanzig Jahren, in denen ich als Arzt in Afrika und in Südamerika arbeitete, gewöhnte ich mir an, mit allen Menschen, mit denen ich zu tun hatte – Freunde, Mitarbeiter, Patienten, Behörden – auf gleicher menschlicher Stufe in Kontakt zu treten, mit ihnen als mir ebenbürtigen Menschen zu verhandeln, zu arbeiten, zusammen zu sein. Das tönt banal, es war aber von meiner Herkunft und Erziehung her nicht selbstverständlich. Allmählich entwickelte sich in mir eine Offenherzigkeit, eine Haltung der liebenden Zuwendung, die sich auf die Personen, mit denen ich zu tun hatte, übertrug. Diese spürten, dass ich sie als Menschen achtete und sie wie mich selbst gelten ließ. Dass ich meistens Vorgesetzter war, hatte damit nichts zu tun. Auf Grund meiner Ausbildung als Arzt, meines Wissens und Könnens, meines Alter war ich der Verantwortliche und damit auch der Vorgesetzte. Als Mensch hingegen fühlte ich mich und behandelte ich die anderen als gleichwertig. Aus diesem Grunde war es mir erlaubt, mich selbst so zu verhalten, wie ich von Natur aus bin. Nie brauchte ich mich zu verstellen. Auch meine weniger rühmlichen Eigenschaften wurden toleriert. Wie alle andern war ich auch nur ein Mensch, von dem niemand erwartete, dass er perfekt ist. Als Mensch fühlte ich mich geliebt. Als Arzt und Verantwortlicher war ich anerkannt und geschätzt. Nie, auch nicht im hintersten Dorf, das versteckt in einer Waldlichtung lag, brauchte ich während der vielen Jahre, die ich dort arbeitete, um mein Leben, um mein Hab und Gut Angst zu haben.

Rückblickend darf ich betonen, dass diese ungezwungenen zwischenmenschlichen Beziehungen mein Leben reich machten. Oft hatte ich das Gefühl, dass ich von dem, was ich mir unter Glückseligkeit vorstellte, nicht weit entfernt war.

Das starre Gehäuse, in das mich früher konventionelle Gebote und Restriktionen eingebunden hatten, war gesprengt. Ich musste nicht mehr ‚jemand‘ sein. Als Mensch durfte ich mich frei fühlen. Es war mir vergönnt ohne Scheu an der Mannigfaltigkeit des Lebendigen teilzunehmen.

Liebende Zuwendung, Toleranz und Verantwortung sind unabdingbar in der Beziehung zu anderen Menschen. Dazu gehören auch Menschen mit anderem Kultur- und Sozialhintergrund, mit anderer Religion, mit anderer Hautfarbe. Nur so ist es möglich, eine Gemeinsamkeit aufzubauen und Schwierigkeiten, die sich aus Vorurteilen einstellen können, aus dem Wege zu räumen.

Vielen Europäern fehlen die Offenheit, die Toleranz und die Verantwortung, wenn sie mit Afrikanern, Indios, Aborigenes und anderen Menschen aus Drittweltländern zusammenleben und zusammenarbeiten müssen.²⁶ Seit Jahrhunderten haben wir die Autochthonen solch ferner Länder als unzivilisiert verachtet und als Heiden verteufelt. Wir haben sie zu Arbeit und Fron gezwungen, ausgebeutet, ins Elend getrieben, wir haben sie manchmal schlimmer als Tiere behandelt. Einige von uns Weißen tun dies mit unverminderter Rücksichtslosigkeit noch heute. Unsere Beziehungen zu den Menschen, die auf der südlichen Hemisphäre leben, sind ein Desaster, das wir während Jahrhunderte inszeniert haben, und das bis heute fast unverändert weitergeht. Es wäre nicht erstaunlich, wenn eines Tages ein tödlicher Zusammenstoß zwischen den Kulturen ausbrechen würde.

Aus solch unglücklichen Verstrickungen, in die wir uns gegenseitig hineinmanövriert haben, ist es möglich uns zu befreien, wenn wir uns angewöhnen, anderen Menschen, woher sie auch immer abstammen, mit liebender Zuwendung entgegenzutreten. Von unserer natürlichen Anlage her sind wir fähig, dies zu tun.

Arbeit sollte nicht nur dazu dienen, um Geld zu verdienen, um Obdach, Nahrung, Kleider und Vergnügen zu bezahlen, um für die Familie zu sorgen, Arbeit sollte auch für sich selbst Zweck und damit Befriedigung sein. Man sollte nicht nur arbeiten, um zu überleben, sondern – sofern man es sich leisten kann – sein Leben so einrichten, dass man jene Arbeit wählt, die den Interessen und den Vorlieben, die man in sich spürt, entspricht, jene Arbeit, die einem herausfordert. Eine Herausforderung, der man sich stellt und die man, auch wenn es nur teilweise möglich ist, bewältigt, hat wesentlichen Anteil an der Erfüllung des eigenen Lebens.

²⁶ Darüber habe ich in meinem Buch ‚*Afrika und Wir*‘ (1996) geschrieben, vgl. dort S. 136 ff.

Neben der Sorge für das Leben der Familie und für sich selbst sollte Arbeit auch eigentlicher Lebensinhalt sein.

Wenn man im Gebet des Vaterunsers den Satz ‚gib uns heute unser tägliches Brot‘ ausspricht, bittet man nicht nur um Nahrung, sondern auch um eine Tätigkeit, die dem eigenen Leben Sinnhaftigkeit gibt. Nahrung und Sinnhaftigkeit gehörten damals, als dieses Gebet entstand, zusammen, waren doch die Betenden vor allem Bauern und Hirten. Mit ihrer Arbeit produzierten sie Brot, Milch, Fleisch für sich und für andere. Sie beteten nicht nur um Brot, sondern gleichzeitig um das Gelingen ihrer Arbeit, die ihnen Lebensaufgabe war.

Für freie Menschen hat sich das über Jahrhunderte fortgesetzt. Schreiner, Schuster, Schneider, Schmiede, Maurer und so weiter, übten Tätigkeiten aus, bei der sie Dinge gestalteten, auf die sie stolz waren, mit denen sie auch den Leuten, für die sie arbeiteten, Freude bereiteten. Ähnlich erging es den Landwirten, die bei jedem Wetter die Erde beackerten und Nahrung produzierten. Nicht weniger kreativ waren Lehrer, Ärzte, Richter, Regierungsbeamte und nicht zuletzt Bildhauer, Maler, Schriftsteller, Verleger. Ihre Arbeit verlieh ihrem Dasein Sinn.

Leider gab es schon immer Millionen von Menschen, die in einem Abhängigkeitsverhältnis ihr Leben fristen mussten. Sie waren Sklaven, Leibeigene, Hörige, Diener, die jeglicher Freiheit, ihr Leben selbst gestalten zu können, entbehrten. Für sie gab es kaum Möglichkeit, Freude an der täglichen Arbeit zu empfinden. Diese in Unfreiheit, ja im Elend Lebenden mussten froh sein, wenn sie und ihre Familien nicht hungerten, wenn sie sich anständig kleiden konnten und über ein geschütztes Zuhause verfügten. Leider hat sich dieser Zustand bis heute nicht verändert. Rund zwei Milliarden Menschen leben noch heute unter Bedingungen, die ihnen kein tägliches Wohlbefinden garantieren; die Hälfte davon kann sich auch nicht ausreichend ernähren. Die meisten Leute, die ein elendes Leben fristen, findet man in Asien, Afrika, Südamerika und in den osteuropäischen Ländern. Ich weiß, was ich hier schreibe, ich kenne Slums, Shanty towns, Bidonvilles, Barriadas, Favelas in mehreren Ländern und habe dort auch Leute besucht.

In Westeuropa und in Nordamerika hat bei vielen, denen es materiell gut geht, der Trend zugenommen, den Beruf ausschließlich als Geldbeschaffungsquelle zu betrachten. Berufliche Arbeit wird in erster Linie nach dem Grad der Entlohnung gesucht, selten wird sie noch als Lebensaufgabe und als Herausforderung gewählt. Das verdiente Geld soll – dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden – ein möglichst angenehmes Privatleben erlauben, also eine große Wohnung oder ein eigenes Haus, einen schicken Wagen, ebenso wohlhabende

Freundinnen und Freunde, teure Ferien. Das Glück sucht man im sinnlichen Vergnügen, ab und zu auch in Sportarten, die am Rande geographischer Abgründe ausgeübt werden, um den Kick, der einem überkommt, zu erhöhen. Extravaganzen sind erlaubt, auch wenn sie an die Grenzen der Legalität führen. Die eigentliche Arbeit wird als notwendiges Übel betrachtet, das man auf sich nimmt, um sein Begehren befriedigen zu können. Für das Vergnügen in der Freizeit ist man bereit, während vierzig Wochenstunden in einem stickigen Büro zu sitzen, Zahlen zu addieren und zusammenzustellen oder sonst einen nicht besonders kreativen Job zu erledigen.

Meine Arbeit, die ich hauptberuflich ausübte, hatte wesentlichen Anteil daran, dass ich mich während vieler Jahre zufrieden fühlen durfte. Nachdem ich meine ärztliche Ausbildung abgeschlossen hatte und mich als einen zuverlässigen Chirurgen betrachten konnte, suchte ich eine Tätigkeit, die an mich höchste Herausforderungen stellte und mir uneingeschränkte Verantwortung übertrug.

Als zwölfjähriger Junge wollte ich ‚Urwaldforscher‘ werden, wie ich meinem Vater auf einem Waldspaziergang erklärte. Dass dieser Wunsch bei ihm auf taube Ohren fiel, brauche ich nicht zu betonen. Ich beendete mein Medizinstudium, bildete mich zum Chirurgen aus und hatte als Oberarzt in einem schweizerischen Kreiskrankenhaus Gelegenheit, größere Operationen auszuführen. Am Ende meiner Ausbildung verfügte ich über ein breit gefächertes theoretisches Wissen und praktisches Können, das ich jetzt dort einsetzen wollte, wo es besonders notwendig war. Ich kam auf meinen Kinderwunsch zurück, ich wurde zwar nicht Urwaldforscher, ich wurde Urwaldarzt. Zunächst war ich während dreieinhalb Jahren Chefarzt des Albert Schweitzer Spitals in Lambarene im zentralafrikanischen Staat Gabun.

Nachdem ich das Urwaldkrankenhaus verlassen hatte, übernahm ich während weiterer dreieinhalb Jahre die Leitung eines Gesundheitsprojektes und Krankenhauses in einem Hochtal der peruanischen Anden. Wegen Todesdrohungen der Terroristengruppe *Leuchtender Pfad*, die sich eines Tages in unserem Tal bemerkbar machte und Leute umbrachte, musste ich mich zurückziehen. Wenig später wurde ich verantwortlicher Leiter eines Projektes im östlichen Zaire, heute Demokratische Republik Kongo, das sich über eine Fläche von rund 40'000 Quadratkilometer, also über ein Gebiet von der Größe der Schweiz, erstreckte. Es umfasste drei Krankenhäuser, von denen zwei unter meiner Leitung gebaut wurden, sowie vierzehn ländliche Gesundheitszentren, die in Dörfern über das Gebiet verstreut lagen, eine

Schwestern/Hebammenschule, die ich gründete und bauen ließ, ein Projekt zur Sanierung von Trinkwasser, ein Projekt für den Anbau von Gemüse in den Dörfern zur Verbesserung der kindlichen Ernährung und die Unterstützung von zehn Primarschulen, für die wir Schulräume konstruierten und ausrüsteten. Nachdem ich dieses große Projekt unter der Aufsicht meiner zairischen Kollegen gelassen hatte, arbeitete ich noch während dreieinhalb weiteren Jahren als Associate Professor in der medizinischen Fakultät Gonder in Nordäthiopien. Anschließend übernahm ich kurz befristete Aufgaben in Angola, Ruanda, Senegal, Mauretanien.

Diese Tätigkeit war für mich Herausforderung und Erfüllung. Es machte mir Freude, mit Afrikanern und Indios zu arbeiten, sie auszubilden, ihnen Verantwortung zu übertragen. Die vielfältigen, nicht immer leichten Aufgaben machten mich glücklich, ich hätte sie mit keiner anderen Tätigkeit tauschen wollen. Allerdings waren die Entschädigungen, die ich dabei erhielt, unvergleichlich geringer als der Lohn, der mir zuvor als Oberarzt des Kreiskrankenhauses ausgezahlt worden war, ja sie waren sogar weniger als meine früheren Assistentenlöhne. Als Chefarzt oder freischaffender Chirurg in der Schweiz hätte ich das Zehnfache verdienen können. Gleichwohl wäre es mir nie in den Sinn gekommen, meine Aufgabe in den ländlichen Gegenden Afrikas und Südamerikas mit der Arbeit eines Chirurgen in einem Schweizer Krankenhaus tauschen zu wollen.

Die Arbeit in der Dritten Welt hatte ich nicht in erster Linie gewählt, weil ich Gutes tun wollte – das spielte unterschwellig auch eine Rolle –, sondern weil ich im Innern wusste, dass sie meine eigentliche Lebensaufgabe war, die mir ohne mein Zutun angetragen wurde. Sie entsprach der Vorstellung, die ich mir von der Arbeit eines Arztes zurecht gelegt hatte; sie war für mich das Richtige. Trotz der Schwierigkeiten, gegen die ich manchmal ankämpfen musste, gilt das bis heute.

Jeder Mensch – davon bin ich überzeugt – würde eine Arbeit finden, die für ihn Erfüllung wäre, wenn er im Augenblick, da ihm eine solche Arbeit zugetragen wird, zupacken und nicht aus ‚vernünftigen Erwägungen‘ eine andere Beschäftigung wählen würde, eine, die beispielsweise besser entlohnt wäre. Heute ist es Mode, zuerst nach numerischen Kriterien zu entscheiden, Arbeit ist zunächst eine Quelle des Gelderwerbes. Eine Arbeit aus Freude, eine Tätigkeit aus Sinnhaftigkeit wählen nur wenige. Dazu gehören die meisten Handwerker, die Musiker, Kunstmaler, Bildhauer, Schriftsteller, Verleger und andere, die kreativ tätig sind.

Wer bei seiner Lebensgestaltung die drei Dimensionen, mit denen ich mich auseinandergesetzt habe, ernsthaft berücksichtigt, wird merken, wie sich in seinem Innern ein Gefühl der Zufriedenheit bemerkbar macht. Wer der transzendenten Wirklichkeit gewahr geworden ist und erkannt hat, dass er Anteil an ihr hat, wer Liebe als eine Öffnung zum Leben im Allgemeinen und im Speziellen zu den anderen Menschen hin erfährt und bei wem Zuwendung und Verantwortung entstehen, wer seine berufliche Tätigkeit so wählt, dass sie ihm Sinnhaftigkeit verschafft, wer eindimensionales Denken, das nur auf materielle Güter und finanziellen Profit abzielt, überwindet, hat sehr viele Voraussetzungen erfüllt, um glücklich zu sein.

Gleichzeitig hat er verwirklicht, was für ihn ‚Fortschritt‘ bedeutet. Er hat seinen Geist, er hat sein ‚Herz‘ aufgetan. Er hat seinem Denken und Fühlen neue Räume erschlossen. Er hat sich aus innerer Enge befreit, er hat sich emanzipiert. Jedem Tag kann er offen und mit freudiger Erwartung entgegenblicken. Er hat sich das geistige Rüstzeug verschafft, auch einem Leiden und einem hereinbrechenden Unglück mit Fassung entgegenzutreten zu können.

6.2. Die Dimension der Zeit

Die Zeit besitzt eine eigene Dimension, die mit unserem Geist verbunden ist, ob wir es wollen oder nicht. Wenn wir versuchen, uns Rechenschaft über die Zeit zu geben, denken wir zunächst an eine Uhr. Wenn uns allerdings jemand fragt, was das Wesen der Zeit sei, sind wir meistens nicht imstande, eine stichhaltige Antwort zu geben. Bereits am Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts schrieb *Augustinus* in seinen Bekenntnissen: „Wenn mich niemand danach [nach der Zeit] fragt, weiß ich es; will ich einem Fragenden es erklären, weiß ich es nicht.“²⁷

In der Natur erfahren wir an den Veränderungen der natürlichen Phänomene, beispielsweise im Wechsel der Jahreszeiten, dass Zeit verstreicht. Zeit erscheint als etwas, das mit Kausalität zu tun hat, denn jede Veränderung ist durch ein vorangehendes Ereignis bedingt und dieses wiederum durch eines, das sich noch früher abgespielt hat. Gleichwohl findet man in der Naturwissenschaft keine Erklärung, was die Zeit eigentlich ist.

²⁷ Augustinus: *Confessiones*, liber XI, 14, 17, 6 f.

Newton hat von einer „absoluten, wirklichen und mathematischen Zeit“ gesprochen, die „ohne Beziehung zu irgendetwas außerhalb ihrer Liegendem“ dahin fließe²⁸. Eine solche Zeitansicht konnte jedoch weder durch Beobachtung noch durch Experimente nachgewiesen werden.

In der modernen Physik ist die Zeit Teil des vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums. Sie kann von diesem nicht als Größe für sich abgetrennt werden. Gemäß Relativitätstheorie verlangsamt sich der Zeitverlauf, je schneller sich der Beobachter selber gegen die Lichtgeschwindigkeit hin bewegen würde. In der subatomaren Welt kann sogar eine Umkehr des Zeitverlaufs von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit beobachtet werden. Solche Feststellungen lassen sich jedoch nicht in unser Vorstellungsvermögen integrieren, sie können nur rechnerisch dargestellt werden. Was aber die Zeit in ihrer Eigentlichkeit ist, beantwortet auch die Physik nicht.

In der Philosophie wurde bereits in der Antike über die Zeit nachgedacht. In *Platons Timaios* heißt es, Gott habe „von der in dem Einen verharrenden Ewigkeit ein in Zahlen fortschreitendes ewiges Abbild [geschaffen], und zwar dasjenige, dem wir den Namen ‚Zeit‘ beigelegt haben.“ Die sich bewegenden Dinge seien „entstanden als Formen der die Ewigkeit nachbildenden und nach Zahlenverhältnissen umlaufenden Zeit.“²⁹

Für *Aristoteles* ist die Zeit eine quantitative Größe, die mit der Bewegung zusammenhängt. *Aristoteles* führt folgendes Gedankenexperiment durch: Ein ‚Vorher‘ und ein ‚Nachher‘ sind je durch ein ‚Jetzt‘ begrenzt. Das ‚Jetzt‘ verschwindet, kaum ist es entstanden, also ist das ‚Jetzt‘, mit dem wir es zu tun haben, immer ein anderes ‚Jetzt‘, da jedes ‚Jetzt‘ untergeht, bevor ein anderes entsteht. Es geht allerdings nicht während der eigenen Dauer zugrunde, denn nichts kann zugrunde gehen, während es andauert. Die ‚Jetzt‘ sind miteinander nicht zusammenhängend und sind auch nicht Teile der Zeit, obgleich sie Zeitabschnitte begrenzen. Die ‚Jetzt‘ haben kein eigentliches Sein. Da nun die Zeit durch etwas eingegrenzt ist, was nicht Seiendes ist, gehört auch die Zeit nicht zum Seienden. *Aristoteles‘* Gedankengang ist schwierig nachzuvollziehen. Wenn man es versucht, gleitet man in eine Aporie.³⁰

Für *Aristoteles* hat die Zeit etwas mit Bewegung zu tun. Sowohl Zeit als auch Bewegung werden durch Zahlen gemessen. Es braucht etwas, das imstande ist, zu zählen. Dazu ist nur das menschliche Bewusstsein fähig, das heißt: ohne Bewusstsein gibt es keine Zeit. Man kann versuchen, die Zeit als Zahl der stattfindenden Bewegungsvorgänge verständlich zu machen.

²⁸ *Newton* (1988): Definitionen S. 44.

²⁹ *Platon* (1990): *Timaios*, 37d – 38a.

³⁰ *Aristoteles* (1987): Bd. IV, 219 a ff.

Dazu sollte man zuerst ein durch Zeit geeichtes Bewegungsstück herstellen, eine Art ‚Messlatte‘, einen Chronometer.

Wie Aristoteles kommt auch *Augustinus* zum Schluss, dass es unmöglich sei zu wissen, was die Zeit in ihrem eigentlichen Wesen sei. Er betont, dass im Augenblick, wo man über ‚gegenwärtige Zeit‘ redet, diese schon vergangen sei. Die drei Zeitabschnitte, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, sind nicht eigentlich. Was in der menschlichen Vorstellung als Zeitformen existiert, sind die ‚Gegenwart von Vergangenenem‘ als Erinnerung, die ‚eigentliche Gegenwart‘ als Erscheinung und die ‚Gegenwart von Zukünftigem‘ als Erwartung. Ferner gibt es eine Gegenwart, die ungebrochen und absolut ist. Eine solche Gegenwart ist Ewigkeit, sie hat mit der Zeit, mit der wir alltäglich umgehen, nichts zu tun.³¹

Wie für Aristoteles existiert auch für Augustinus die Zeit nur im menschlichen Bewusstsein, denn nur dort kann das Erwartete und das Erinnerte mit dem Erscheinenden zu einem Ganzen vereinigt werden. Auch hat die Zeit etwas mit Bewegung und mit Zahlen zu tun. Die Frage, was das eigentliche Wesen der Zeit ist, wird nicht beantwortet.³²

Über den Verlauf der Zeit gibt es zwei Auffassungen: die kreisförmig wiederkehrende und die linear dahinströmende Zeit. Die kreisförmig wiederkehrende Zeit wird auch naturhafte oder mythische Zeit genannt. Sie herrscht in der Antike vor, heute findet sie sich noch in den östlichen Religionen, sowie bei den Naturvölkern. Die Menschen orientieren sich an den periodisch wiederkehrenden natürlichen Ereignissen. Dazu gehören die Jahreszeiten und der Mondzyklus, aber auch das Menschenleben. Für die indische Wiedergeburtstheorie sind Geburt und Tod zwei Stationen eines ewigen Wechsels. Im Buddhismus wird dieser durch das Lebensrad symbolisiert.

Judentum und Christentum haben den mythischen Kreis der ursprünglichen Zeitvorstellung gesprengt und die Zeit auf eine gerade, eindimensionale Linie projiziert, die sich zwischen der ‚*Creatio ex nihilo*‘ und der in unbestimmter Zukunft zu erwarteten ‚*Apokalypse*‘ erstreckt.

Bei beiden Zeitauffassungen handelt es sich um Mythen, um bildliche Darstellungen seelischer Vorgänge, die von den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kollektiven als Tatsachen angenommen und ins tägliche Leben integriert worden sind. Jeder nimmt an diesen mythischen Vorstellungen teil, auch wenn er weder an die ‚Schöpfung aus dem Nichts‘ noch an das ‚jüngste Gericht‘ glaubt. Wer mit der Gewissheit lebt, dass ihm unendliche Leben zur

³¹ Vgl. S. 26.

³² Augustinus (1995): liber XI, 14 ff.

Verfügung stehen, damit er irgendwann Erleuchtung erlangen könne, muss sich anders im Leben verhalten als derjenige, der glaubt, in wenigen Jahren müsse sich entscheiden, ob er zu ewiger Verdammnis in der Hölle verurteilt oder mit dem ewigen Frieden im Paradies belohnt werde.

Seit in unserer westlichen Vorstellung die Zeit gerichtet in die Zukunft verläuft, hat sich unser die Idee bemächtigt, wir müssten auf der Geraden der Zeit, auf der unser Leben verläuft, ‚Fortschritte‘ machen. Über die lineare Zeitvorstellung hat sich der Fortschrittsglaube fest im Denken der westlichen Zivilisation verankert. Dieser Glaube ist, wenn man sachlich darüber nachdenkt, ein Wahn, von dem wir uns kaum mehr befreien können. Wie bereits dargestellt, hat er auf der Erde vieles unwiderruflich zerstört.³³

In seinem 1781 erschienen Werk ‚Kritik der reinen Vernunft‘ legt *Immanuel Kant* die Möglichkeiten und Grenzen der menschlichen Vernunft fest. Er zeigt, dass wir mit unseren Sinnen nie die Dinge, wie sie an sich sind, sondern nur die Dinge, wie sie uns erscheinen, wahrnehmen. Im Moment der Wahrnehmung ist die Zeit notwendiger Teil des Wahrnehmungsvorgangs. Jeder Sinneseindruck ist immer mit den Vorstellungen von Zeit und Raum verbunden. Zeit und Raum sind für unser Vorstellungsvermögen Bedingungen *a priori* aller Erscheinungen. Kant nennt die Zeit unseren *inneren Sinn*, den Raum unseren *äußeren Sinn*. Diese sind uns seit Geburt innewohnend.

Die Zeit hat keine eigentliche Realität. Sie kommt den Dingen nicht als objektive Eigenschaft zu, sondern hat nur Gültigkeit, insofern die Dinge für uns Erscheinungen sind.

Doch ohne Zeit (und ohne Raum) gäbe es für uns keine geordnete Wahrnehmung. Die Erscheinungen würden völlig zusammenhangslos an uns herantreten, wir könnten mit ihnen nichts anfangen. Nur dadurch, dass uns als innerer Sinn die Zeit und als äußerer Sinn der Raum *a priori* eingegeben sind, können wir uns in der Welt zurechtfinden. Nur deshalb können wir Erscheinungen, die gleichzeitig vorhanden sind, als geordnet im Raum und Dinge, die nacheinander an uns herantreten, gestaffelt in der Zeit wahrnehmen. Analog zum Koordinatennetz, das sich über den Raum verteilt, nenne ich die Zeit ein geistiges *Koordinatennetz für die Sukzessivität*.

Martin Heidegger bezeichnet die Zeit als den ‚Horizont unseres Seinsverständnisses‘. Dieser Horizont gehört zu jeder Seinsauslegung des seinsverstehenden Daseins. Dasein ist das Seiende, das wir je selbst sind. Unser Dasein ist in der Zeitlichkeit gegründet, d.h. die Zeit ist

³³ Vgl. auch S. Fehler! Textmarke nicht definiert. ff.

unser Horizont, also die maximale Möglichkeit des Verständnisses, das wir uns über das Sein aneignen können.

Das Sein in seiner zeitlichen Bedingtheit ist für uns die zentrale Problematik aller Ontologie. Für Heidegger ist Ontologie das „explizite theoretische Fragen nach dem Sein des Seienden“³⁴.

Die Zeitlichkeit, der wir unterworfen sind, manifestiert sich in unserer Endlichkeit. Sie bedingt die Sorgestruktur unseres Daseins. Diese ist gleichsam ein „Vorlaufen auf den Tod“³⁵, auf den sich unsere Endlichkeit hinbewegt. Dieses Vorlaufen ist nur dem Dasein, also dem Sein des Menschen, eigen, das durch Endlichkeit bestimmt ist. Dadurch ist jedoch dem Menschen die Möglichkeit der Transzendenz gegeben, d.h. die Möglichkeit, in Gedanken über den Horizont des Seienden hinweg zu schauen und das Sein des Seienden zu verstehen. Die Zeit bei Heidegger hat damit auch existentielle Bedeutung.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Zeit kein für sich unabhängiger Gegenstand ist, sondern nur in Verbindung mit dem menschlichen Bewusstsein Bedeutung hat. Für das tägliche Funktionieren des Menschen, für seinen Kontakt mit der Umwelt und für die gedanklichen Vorgänge ist die Zeit als Ordnungssystem der Sukzessivität unabdingbar. Ohne sie wären wir der Fülle der Erscheinungen, die auf uns eindringen, orientierungslos ausgeliefert.

Für den Gebrauch im Alltag wird die Zeit in Zahlen, die wir uns auf einer Geraden dahin strömend vorstellen, ausgedrückt. Diese Zahlen entnehmen wir den Uhren. Gemessen werden dort aber nur Wegstrecken, den die Uhrzeiger auf dem Zifferblatt mit räumlichen Unterteilungen zurücklegen, die auf Sekunden, Minuten, Stunden geeicht sind. Das für eine korrekte Messung vorausgesetzte regelmäßige und weltweit übereinstimmende Drehen der Zeiger ist Voraussetzung. Für die heutige Technik ist die Konstruktion genauer Uhren kein Problem.

Wenn wir in der westlichen Welt über Zeit reden, meinen wir die auf der eindimensionalen unendlichen Geraden ablaufende Zeit. Auf dieser Geraden, so bilden wir uns ein, verstreicht auch unsere Lebenszeit. Was wir hinter uns gelassen haben und wir Vergangenheit nennen, ist

³⁴ Heidegger (1993): S. 12.

³⁵ Heidegger (1993): S. 262 f.

Erinnerung, was vor uns liegt und wir Zukunft nennen, ist Erwartung. Nur der ganz kurze Augenblick des ‚Jetzt‘ ist für uns Gegenwart und damit Realität.

Bei Heidegger ist die Zeit der Horizont, vor dem sich unser Dasein abspielt, das auf den Tod hinläuft. Die nach Heidegger verstandene existentielle Zeit muss von der Zeit, die unseren Alltag als sukzessives Ordnungssystem bestimmt, unterschieden werden.

Wie dargestellt ist die Zeit etwas, das an sich nicht existiert. Auch hängt sie den Dingen nicht als objektive Bestimmung an. Darüber haben schon Aristoteles und Augustinus geschrieben. Die Zeit, nach der wir täglich unser Leben gestalten, kommt nur im menschlichen Bewusstsein vor. Dort ist sie ein Ordnungssystem für nacheinander ablaufende Ereignisse. *A priori* ist dieses System all unseren Anschauungen zugeordnet. Wir Menschen haben es willkürlich in Sekunden, Minuten, Stunden unterteilt. Für unsere Tätigkeit ist dieses Ordnungssystem unerlässlich; aus unserem Alltag ist es nicht wegzudenken.

Gleichwohl sollten wir uns über die eigentliche Natur der Zeit Klarheit verschaffen. Denn es besteht die Gefahr, dass wir uns von der Zeit vereinnahmen lassen und sie derart in unser Leben integrieren, dass sie über uns Macht gewinnt, dass sie uns beherrscht. Sind wir von der Zeit abhängig geworden, lässt sie uns nicht mehr los. Wie ein Räderwerk greift sie in unser Leben hinein. Ihrem imaginären Verlauf, den wir uns auf einer sich ins Unendliche verlierenden Geraden vorstellen, fühlen wir uns ausgesetzt. Ihre Linearität breitet sich in unserem Bewusstsein aus und bemächtigt sich unseres Denkens.

Menschen, deren Leben der Sinnhaftigkeit entbehrt, weil sie sich kein Leitbild für ihr Leben zurechtgelegt haben, werden besonders von der Zeit vereinnahmt. „Im selben Maße aber, wie der Sinn unseres Lebens sich entleert, wird Zeit auffällig. [...] Das Leiden, das die gegenständliche Zeit erzeugt, heißt Langeweile.“³⁶ In der Langeweile wird das Empfinden der Zeit unerträglich. Die Lebensprozesse stagnieren, der Betroffene leidet, weil Zeit nicht verstreichen will. Er tut dann irgendetwas, das zum eigenen Leben kaum Beziehung hat, nur um die übermächtig gewordene Zeit totzuschlagen.

Sich wehrlos der Zeit ausgeliefert zu fühlen, kann zu psychischen Störungen führen. Beim Zwangsneurotiker, der gezwungen ist, immer gleiche Handlungen auszuführen, wird die Abhängigkeit von der unerbittlich verstreichenden Zeit zur Plage. Unentwegt fühlt er sich

³⁶ Theunissen (1991): S. 45.

getrieben, das Gleiche zu tun, beispielsweise seine Hände zu waschen, ohne sich je zu überzeugen, sie von ‚Mikroben‘ befreien zu können.

In den Vorstellungen des Schizophrenen sind die Dimensionen der Zeit durcheinander geraten. „In der psychiatrischen Forschung herrscht Einigkeit darüber, dass schizophrene Zeiterfahrung vornehmlich durch eine Vermischung von Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit gekennzeichnet ist. Die Vermischung enthüllt sich aber, schaut man näher hin, als Subsumtion der Gegenwart und Zukunft unter die Vergangenheit.“³⁷ Das Vergangene überwältigt die Psyche des Kranken, es terrorisiert ihn mit Stimmen und Bildern, aus denen es für ihn kein Entweichen gibt. Seine Zukunft scheint abgetrennt zu sein. Der Patient verheddert sich in seinem Autismus, in seinem zerfahrenen Denken, das für diese Geisteskrankheit charakteristisch ist.

Wer sich andererseits von der Zeitgebundenheit lösen kann, empfindet die Loslösung als Befreiung, als hätte er sich einer Zwangsjacke entledigt. Nichts scheint ihn mehr zu hindern, über die eigene Zukunft zu verfügen. Ungezwungen, als wäre er aus dem Zeitrahmen ausgetreten, kann er sich einer Tätigkeit hingeben. Augenblicke, bei der die Zeit nebensächlich geworden ist, können auch beim Spielen oder in einer Liebesbeziehung auftreten. Sie sind unvergesslich, weil die Zeit vergessen wird. Solche Augenblicke sind das Gegenteil von Langeweile.

In *Gadamer's* Schrift ‚Über leere und erfüllte Zeit‘ steht folgender Satz: „Lebensgewissheit besitzt eine eigene Struktur der Zeitlichkeit, und zwar so, dass ihr das Innesein dauernder Gegenwart zukommt.“³⁸ Gegenwart ist das eigentlich Übergreifende des Lebens. Gegenwart ist nicht Zeit, sie ist Zustand des Seienden. Auch was wir in unserem Alltag für Vergangenheit und Zukunft halten, gehört zur Gegenwart.³⁹ Doch in unserem Bewusstsein machen wir daraus etwas anderes. Wir halten die ‚Gegenwart‘ für einen Prozess, der einerseits in Vergangenheit übergeht, andererseits in die Zukunft entgleitet und damit nie eigentlich ‚da‘ ist.

Gegenwart ist, was fort dauert. Nichts vergeht, nichts kommt dazu, es gibt weder Vergangenheit noch Zukunft. Gegenwart ist das, was für uns Sein bedeutet, Gegenwart ist absolut, Gegenwart ist Ewigkeit. Bei *Augustinus* heißt es: „Die Gegenwart hinwieder, wenn

³⁷ Theunissen (1991): S. 52.

³⁸ Gadamer (1999): Bd. 4, S. 145.

³⁹ Vgl. S. 21.

sie stetsfort Gegenwart wäre und nicht in die Vergangenheit überginge, wäre nicht mehr Zeit, sondern Ewigkeit.“⁴⁰

Seinsgewissheit ist nur in einem der kurzen ‚Jetzt‘ möglich, über die Aristoteles spricht, wenn er versucht die Zeit zu beschreiben.⁴¹ Aneinandergereiht bedeuten diese ‚Jetzt‘ immerwährende Gegenwart. Es kommt nur darauf an, ob wir fähig sind, dieses Zustands als Gegenwart gewahr zu werden und uns nicht verleiten lassen zu glauben, es gebe ein Sein außerhalb des ‚Jetzt‘, außerhalb der Gegenwart. Ein solches Sein wäre absurd, denn wir müssten es uns als Zukunft, das heißt als ‚Erwartung‘ oder als Vergangenheit, das heißt als ‚Erinnerung‘, vorstellen, die beide außerhalb unseres Bewusstseins keine Realität haben.

Plotin spricht von der „[...] Gegenwärtigkeit (*παρουσία*), welche von höherer Art ist als Wissenschaft.“⁴² Über die Gegenwärtigkeit sei es möglich des *Einen* gewahr zu werden. Das *Eine* bedeutet bei Plotin so viel wie Gott. Der Zugang zu Gott ist über die Schau (*θέα*) in der Gegenwärtigkeit, also in der Gegenwart, möglich: „Das Schauen aber und das Schauende ist nicht mehr Vernunft, sondern größer als Vernunft, vor der Vernunft und über der Vernunft, ebenso wie das Geschaute.“⁴³

Man muss den östlichen Philosophien Recht geben, wenn sie betonen, der westliche Mensch sei in den Illusionen der Welt gefangen. Gemeint sind nicht Illusionen, die wir von außen aufgenommen haben, sondern solche, die wir in uns selbst erzeugen. Es sind illusionäre Vorstellungen, die uns vom Gewahren der Gegenwärtigkeit abhalten. Das zeitliche Ordnungssystem, das wir unbewusst und unabsichtlich über alles Geschehen, mit dem wir zu tun haben, wie ein Koordinatennetz ausbreiten, verhindert, dass wir direkten Zugang zum Sein in der Gegenwart, das heißt Zugang zur Ewigkeit, haben.

Zeitbezogenheit wird uns in der Kindheit anezogen. Zeit ist für uns eine unverzichtbare Orientierungshilfe. Sie sollte jedoch nicht zu einer Macht verkommen, die uns Ideen über eine notwendige, fortlaufende Entwicklung und über den Fortschritt aufoktroziert, wenn wir über das, was Entwicklung bedeutet, nicht einmal Klarheit besitzen und sogar meinen, es handle sich dabei um eine fortschreitende Technisierung. Wir können auch nicht von Fortschritt reden, wenn wir darunter nichts anderes verstehen als Profitmaximierung. Die Idee des

⁴⁰ „Praesens autem si semper esset praesens nec in praeteritum transiret, non iam esset tempus, sed aeternitas.“ Augustinus (1995): liber XI, 14, 17.

⁴¹ Vgl. S. 20.

⁴² Plotin (1956): VI 9, 24. S. 130/131.

⁴³ Plotin (1956): VI 9, 10, 8 ff.

Fortschritts ist an die Vorstellung der linear fließenden Zeit gebunden. Sie ist eine Illusion, die zur Zerstörung der natürlichen Umwelt geführt hat. In keiner Weise bringt sie uns, was echter Fortschritt wäre.

Wir haben uns selbst dem Druck der Zeit ausgeliefert, einem Monstrum, das nur in unserem Bewusstsein existiert, das uns aber in Angst und Not versetzen kann. Die Zeitangst bedrängt unser Gemüt, sie kann eine Neurose oder Psychose hervorrufen.

Je mehr wir die Zeit manipulieren, desto mehr haben wir den Eindruck, sie entschwinde uns. Oft glauben wir, keine Zeit zu haben und meinen damit mangelnde Verfügbarkeit über die Zahlen und Kreisumdrehungen auf dem Zifferblatt der Uhr. Was uns jedoch fehlt, ist das Qualitative im Umgang mit Zeit. Mit dem Qualitativen ist etwas Existentielles gemeint. Wenn wir unter dem Eindruck stehen, wir hätten keine Zeit, fehlt es uns an etwas Wesentlichem, beispielsweise an der Sinnhaftigkeit in unserem Handeln, an der Lebensenergie, am Mut, etwas zu wagen, dessen Ausgang ungewiss ist.

Andererseits ist Zeitvergessenheit von Zufriedenheit und Glückseligkeit begleitet. An die Stelle der uns drängenden, entweichenden Zeit tritt die ewig dauernde Gegenwärtigkeit. Dann haben wir Zeit, unendlich viel Zeit, weil es die linear verstreichende Zeit nicht mehr gibt.

Die asiatischen Religionen haben Techniken entwickelt, die zur *Erleuchtung* führen. Es findet ein plötzliches Herausbrechen aus den alltäglichen Illusionen statt, zu denen auch die Vorstellung der auf einer Geraden vorübereilenden Zeit gehört. Diese wird abgelöst vom Zustand des uneingeschränkten Gewärtigens, das nichts enthält, was unseren Vorstellungen entspricht. In den östlichen Religionen wird es *Nirwana* genannt. Es ist ein Zustand, in dem nichts mehr Geltung hat, was bis anhin die Essenz unseres Lebens ausgemacht hat. Wir neigen dazu, *Nirwana* mit ‚nichts‘ zu übersetzen, weil wir unfähig sind, uns darunter etwas vorzustellen. Gleichwohl berichten alle, die Erleuchtung, also *Nirwana*, erlangt haben, von unbeschreiblicher Glückseligkeit. Sie sind in die ungeteilte Gegenwart vorgedrungen, sie haben plötzlich Anteil an der Ewigkeit, am Göttlichen.

Darüber reden oder schreiben zu wollen, ist schwierig, weil man dazu Begriffe benötigt, die Vorstellungen hervorrufen, die in keiner Weise das wiedergeben, um was es geht. Dafür gibt es kein Vokabular. Diskursiv kann man darüber nicht reden. Es ist höchstens möglich, mit paradoxen Aussagen, etwas anzutönen, ohne dass man Gewissheit erhält, der Andere verstehe, was man erklären will.

Die vier Dimensionen, Glaube, Liebe, Arbeit, Zeitungebundenheit, mit denen wir uns hier befassen, sind für unsere Entwicklung wesentlich. In jede dieser Dimensionen mit offenem Geist vorzudringen, ist echter Fortschritt, dem sich jeder Mensch zuwenden sollte und auch zuwenden kann, wenn er Einsicht und Willen dazu aufbringt. Über diese hier dargestellten Ziele hinaus zu gehen, gibt es für uns zurzeit keine Möglichkeit. Es ist auch nicht nötig, wir haben Aufgabe genug, uns in Richtung der vier Dimensionen, beziehungsweise der vier Ziele, zu entwickeln: unser Anteil an der transzendenten Wirklichkeit und damit unser Zugang zum Göttlichen, die liebende Zuwendung und unsere Verantwortung allem Lebenden gegenüber, eine für uns erfüllende Tätigkeit und schließlich unsere innere Befreiung von der Zeitgebundenheit.

Wer in diesen vier Richtungen vorankommt, kann von echtem Fortschritt sprechen. Ihn wird ein Glücksgefühl überkommen, in dessen Licht alles, was er sich zuvor als Aufgabe vorgenommen hat, verblassen wird.